

Haus der Kinder

Ich sprach bereits davon, daß mir schon im Januar 1949 eine Tätigkeit angeboten worden war, wenn meine Stellung auf der Insel nicht mehr zu halten sein würde. Als Vermittler fungierte Wildangel, der - um Rat gefragt - meinen Namen ins Spiel brachte. Die Sowjets suchten in Berlin nach einem deutschen Direktor für das "Haus der Kinder", das als eine Filiale des "Hauses der Kultur der Sowjetunion" einer besonderen Förderung gewiß sein konnte und im schulfreien Zeitraum spezifische pädagogische Aufgaben übernehmen sollte. Irgendwann in der zweiten Januarhälfte 1949 hatte ich ein erstes Gespräch mit dem sowjetischen Hauptmann Juri Wardanowitsch Beburow, der sich mir als der präsumtive sowjetische Direktor des geplanten "Hauses der Kinder" offenbarte: Ein kräftig gebauter breitschultriger Mann, einige Jahre älter als ich, unter einem dichten dunklen Haarschopf ein volles Gesicht mit randloser Brille, das immer zum Lächeln geneigt war. Es überraschte zunächst nur die relativ hohe Stimme bei diesem kräftigen Mann. Er sprach ein ordentliches Deutsch, das er bei seiner bezaubernden kleinen Frau gelernt hatte, die eine Fachlehrerin war. Unser erstes Gespräch fand bereits vor Ort statt, nämlich in dem ehemaligen Lichtenberger Realgymnasium am Stadtpark, das die Nazis noch mit Goebbels' Namen verunziert hatten, aber inzwischen teilzerstört wieder friedlich an der kleinen Parkaue stand.

Das Haus mit seinem hohen Glockenturm machte selbst in seinem damaligen Zustand einen mächtigen Eindruck, und da der größte Teil von ihm sich als eine einzige Baustelle darbot, brauchte es keiner besonderen Phantasie, um sich das angestrebte Resultat als hervorragend vorzustellen. Da einige Gebäudeteile nicht nur hergestellt, sondern auch schon eingerichtet waren, nahmen wir in Beburows kleinem Zimmerchen Platz, das er für sich im ersten Stock reserviert hatte. Er entwickelte mir die sowjetische Idee, mit diesem Haus den deutschen Kindern zwischen sechs und 15 Jahren etwas vollkommen Neues anzubieten; es soll ebensowenig die Schule ersetzen wie die Berufsschule vorwegnehmen, sondern lediglich die Schule ergänzen, d.h. in der schulfreien Zeit über Sport, Spiel und eine Vielfalt von Arbeitsmöglichkeiten ihre besonderen

Begabungen zu entwickeln. Die spätere Berufswahl kann hier vorbereitet werden, aber muß es keineswegs, denn jede Aktivität kommt der Gesamtpersönlichkeit zugute, bereichert sie und mit ihr die Gesellschaft, in der sie wirkt. Beburow war von Haus aus kein Pädagoge, sondern ein Ingenieur; er hat auch später in der Zusammenarbeit mit mir nie den "pedagog mit großem P" - wie er es nannte - herausgesteckt, sondern umgekehrt jeden öffentlichen Auftritt vor Erwachsenen wie vor Kindern vermieden. Er war ein äußerst interessierter und sehr aufmerksamer Beobachter, dem eigenes pädagogisches Talent zwar abging, nicht aber dessen Wertschätzung bei anderen.

Er verließ sich auf seine Menschenkenntnis vor allem und dann auf seinen Makarenko, der seine eindrucksvollen pädagogischen Erfahrungen aus den zwanziger und den ersten dreißiger Jahren auf literarisch-künstlerische Weise vermittelt hatte - ein Hochgenuß im Vergleich zu den systematisch angelegten "Pädagogik"-Wälzern von B.P.Jessipow / N.K.Gontscharow (1948) und I.T.Ogorodnikow / P.N.Schimbirjew (1949), durch die ich mich nie durchzuquälen vermochte. Mit Anton Semjonowitsch Makarenko wußte auch ich etwas anzufangen. Unvergessen war mir der sowjetische Film "Der Weg ins Leben", den ich Anfang der dreißiger Jahre in der "Camera" Unter den Linden gesehen hatte. Er handelte von den verwahten Kindern und Jugendlichen, den bespri-sornye, die sich im Gefolge von Krieg und Bürgerkrieg aus der Gesellschaft verabschiedet hatten und in den Städten bandenmäßig von Diebstahl, Raub und Schwarzmarkt lebten. Ihrer nahm sich Makarenko an, zunächst in Poltawa und später in Charkow, um sie zu resozialisieren. Natürlich gab es Rückschläge, aber er ließ nie locker und entwickelte dabei Grundansichten, die von allgemein pädagogischem Interesse sind. Seine Idee des sozialistischen Humanismus ging vom Vertrauen in die Menschen schlechthin und in die Jugend im besonderen aus. Sie verpflichtete den Pädagogen, kein Risiko zu scheuen und dem jungen Menschen mit einer optimistischen Hypothese zu begegnen. Er verteidigte die leidenschaftliche Liebe, aber sie sollte zugleich eine kluge, eine fordernde sein; seine Aufgaben, die er dem Menschenkind stellte, waren gleichzeitig Ausdruck der Ehrfurcht vor ihm. Wesentlich war ihm die Perspektive auf die morgige Freude, die es in jedem einzelnen zu wecken galt, wobei die persönliche Interessiertheit heute einen zureichenden Ausgangspunkt bot; im Endergebnis jedoch sollten diese perspektivischen Linien zu einem System gebündelt werden, das nicht nur der Entfaltung jeder einzelnen Persönlichkeit zugute kam, sondern zugleich der ganzen Gemeinschaft

weiterhalf, die wiederum der individuellen Erlebniswelt einen ungleich größeren Raum eröffnete.

Wir erkannten wechselseitig, daß wir durchaus einen gemeinsamen Faden zu spinnen vermochten. Doch wie stellte sich Beburow die Praxis vor? An das unmittelbare Makarenko-Modell - die Resozialisierung Verwahrloster - war zu keiner Zeit gedacht, obwohl auf diesem Gebiet nach dem mörderischen Krieg bei uns noch keineswegs alles wieder im Lot war. Die Möglichkeiten, die das Haus zu entwickeln im Begriffe war, sollten ungesiebt allen Kindern zwischen sechs und 15 Jahren völlig kostenlos zur Verfügung stehen, die sich freiwillig für eines der Angebote entschieden hatten. Obwohl man sich noch mitten im Bau befand, krochen wir beide in alle Ecken, um eine Vorstellung zu gewinnen, was man da alles unterbringen konnte: Natürlich eine Schlosserei und eine Tischlerei, eine reichhaltige Kinderbibliothek mit einem Lesesaal, aber auch mit Ausleihmöglichkeiten außer Haus, eine Märchenstube, ein Puppenspielzimmer, in dem Vorstellungen stattfanden, aber auch eigene Puppen entwickelt wurden, ein großer Zeichen- und Maßraum, ein Zimmer für kunstgewerbliche Arbeiten und Kleinskulpturen, eine ungestörte Ecke für die Schachspieler, die sich Mannschaftskämpfe lieferten; dann die Musik mit Zimmern für Akkordeon, Blockflöte und Zupfinstrumente, ein großer Raum mit einem Flügel für die Entwicklung eines Kinderchores; für die Pflege des Tanzes wurde an einem ebenerdigen runden Anbau auf dem Hofe gearbeitet, die Schauspielerei bekam natürlich ein Extrazimmer - ein gutes Jahr später schlug hier in unmittelbarer Nähe das erste Kindertheater Berlins unter der Leitung von Hans Rodenberg seine Zelte auf - ; es fehlte auch kein Fotozirkel mit Labor, kein Raum für die Radiobastler oder für die Modellbauer; ein Schmuckstück wurde der 200 Plätze fassende Kinosaal, der eine schräge Grundfläche bekam, so daß jeder von seinem Sitz aus die volle Bildfläche im Blick hatte. Dem Schulstoff am nächsten kamen die Disziplinen Biologie, Geographie, Geschichte, Gegenwartskunde und die russische Sprache, die nur für besonders Interessierte gedacht waren und zur Vertiefung der in der Schule vermittelten Kenntnisse speziell über die Sowjetunion beitragen wollten. Der Biologe wuchs bald über seine bescheidenen anfänglichen Möglichkeiten hinaus, als er am Nordende des Stadtparks einen eigenen biologischen Stützpunkt für Pflanzenversuche etc. bekam. Der Geograph bezog sogar den Glockenturm in seinen Bereich mit ein, indem er dort astronomische Beobachtungen durchführen ließ. Für das weite Gebiet des Sports und Spiels stand zunächst der Stadtpark zur Verfügung,

bis dieser Bereich hier ein richtiges kleines Stadion mit den dazu nötigen Gebäuden erhielt. Last not least erlebte ich bereits bei meiner ersten Besichtigung, wie in unmittelbarer Nähe des Hauses allmählich durch umfangreiche Erdbewegungen eine Freilichtbühne Gestalt gewann.

Unter den damaligen Lebensbedingungen war dies in der Tat ein wahrhaft erstaunlicher Blick nicht in eine ferne Zukunft, sondern in die handgreiflich erlebbare Verwandlung der Zukunft in eine Gegenwart, die nur noch darauf wartete, Zug um Zug mit Leben erfüllt zu werden. Ich bat um Bedenkzeit, um nicht einfach dem Überraschungseffekt zu erliegen; sie wurde selbstverständlich gewährt, aber - dem eingeschlagenen Bautempo angemessen - relativ kurz gehalten. Beim zweiten Gespräch stellte mir Beburow seine unmittelbaren Mitarbeiter vor. Da war einmal ein sowjetischer Verwaltungschef, der keinen besonderen Eindruck auf mich machte und auch später kein Partner von irgendwelchem Belang für mich wurde, da er für die Finanzierung des Baugeschehens im weitesten Sinne verantwortlich war, was zum Glück außerhalb meiner Kompetenz lag. Dann machte Beburow mich mit seinem Stellvertreter bekannt, einem blutjungen sowjetischen Leutnant, der auf Anhieb durch sein offenes, freundschaftliches Wesen für sich einnahm; er beherrschte das Deutsche wie das Russische absolut perfekt und gab dabei völlig unbeschwert beides nur stark stotternd von sich. Er hieß Grigori Alfredowitsch Kurella, kurz Grisca genannt, und war einer der Söhne von Alfred Kurella, von dem ich vor 1933 das aufregende Reportagebuch "Mussolini ohne Maske" gelesen hatte. Die anderen Mitarbeiter waren durch die Bank Frauen: Da war die blonde Ludmila Michailowna Filatowa, gern in hellbunten Kleidern, eine sehr frauliche Erscheinung mit viel Charme, die in all ihren Bewegungen die Tänzerin verriet; ihr war die Sorge um die künstlerischen Zirkel zugeordnet. Sehr viel wuchtiger im Ganzen wie im Detail war die dunkelhaarige Arkadjewa, die immer dann zur Stelle war, wenn Unmögliches möglich gemacht werden mußte; ihr besonderes Augenmerk galt den technischen Zirkeln. Ich konnte mir vorstellen, wie dem hinter einem Schreibtisch zumute war, vor dem sich eine Arkadjewa aufgebaut hatte; ihre Massenhaftigkeit wirkte gleichsam erdrückend, obwohl sie mir gegenüber nie Forderungen erhob, sondern Auskünfte erbat oder Vorschläge zu machen hatte. Sie war liebenswert und allgewaltig zugleich; wir nannten sie nicht ohne Zärtlichkeit unseren T-34. Die Schönste von allen war die Semjonowa, sehr grazil, immer geschmackvoll gekleidet, sehr freundlich im Gespräch und gar nicht sehr gesund, was ihrer aparten Erscheinung sogar einen zusätzlichen Reiz verlieh; ihr Herz

war schwach, und zur Überwindung der einen Treppe bis zu ihrem Zimmer bedurfte sie häufig einer stützenden Hand, an der es nie mangelte.

Diesmal sagte ich Ja zu diesem Projekt, überwältigt nicht so sehr von den zur Verfügung stehenden Mitteln, die ja nicht nur versprochen wurden, sondern schon anrollten. Sehr viel mehr erwärmte mich die Freude an der Aufgabe, die diese kleine Mannschaft beseelte, für deutsche Kinder ein solch zauberhaftes Haus zu erbauen. Man warb um mich als einen Mitarbeiter, der maßgeblichen Anteil daran nehmen sollte, und suchte keinen Erfüllungsgehilfen. Ich habe in diesen ersten Gesprächen bewußt auch Vorbehalte geäußert, um die Reaktion zu testen. So habe ich beispielsweise die gerade fertiggestellte Einrichtung des Lesesaals nicht so ästimmert, wie man es offensichtlich erwartet hatte. Mir erschien sie zu prunkvoll, fast protzig; wozu die vier großen Deckenleuchten, die gepolsterten Stühle, die Klubsessel, die Blumentöpfe auf einigen Tischen? Die Antwort auf meinen Einwurf kam wie aus einem Munde: "Für Kinder ist das Beste gerade gut genug!" Es gab einen lebhaften Meinungsaustrausch, denn ich hielt dagegen, daß das Beste keineswegs das Teuerste sein mußte und ein Klubsessel für ein Kind das unbequemste Sitzmöbel von allen darstellte. Ich fühlte deutlich die Betroffenheit, die meine Kritik bei den sowjetischen Partnern auslöste; ganz offensichtlich hatten sie beträchtliche Schwierigkeiten damit, meine Auffassungen mit ihren Schönheitsbegriffen in Einklang zu bringen, die schon lange hinter uns lagen. Wir hatten bereits als Jungen mit Ernst Busch von Omas Vertiko gesungen, das noch aus der Muschelzeit stammte, und dem Kitsch den Kampf angesagt. Glücklicherweise war ich nicht so borniert geartet, daß ich für diffizile Situationen dieser Art kein Gespür gehabt hätte. Es war nicht meines Amtes, diese Gelegenheit für grundsätzliche Belehrungen zu nutzen; wohl aber war es meines Amtes, kritische Meinungen zu konkreten Maßnahmen zu äußern, über die man mit Gewinn streiten konnte. Als der Lesesaal später als solcher gebraucht und nicht nur als Prunkstück vorgezeigt wurde, bestätigte mir übrigens Beburow die Berechtigung meiner frühen Einwände.

Am 1. März 1949 trat ich mein neues Amt an. Zuvor war ich durch Grischa Kurella dem damaligen sowjetischen Stadtkommandanten Generalmajor Alexander G. Kotikow in Karlshorst vorgestellt worden. Seinen Namen kannte selbst jedes Kind im sowjetischen Sektor Berlins, nachdem er am 3. Juni 1948 durch Befehl Nr. 20 veranlaßt hatte, daß den Beschäftigten aller Industrie- und Transportbetriebe ein zusätzliches Essen -

das Kotikow- Essen - ohne Lebensmittelmarkenabgabe verabreicht wurde. Ich persönlich spielte bei meiner Vorstellung die geringste Rolle, denn es wurde nicht mit mir, sondern nur über mich gesprochen, und das auf russisch. Dem General genügten ganz offensichtlich Kurellas Auskünfte. Immerhin bekam ich so viel mit, daß ihn mein äußeres Erscheinungsbild nicht voll zufriedenstellte. Es fiel das Wort kultura, woraus sich der Befehl an Kurella ergab, mich vorzeigbar zu machen und entsprechend einzukleiden. Am Tage darauf fuhr Grischa mit mir in ein sowjetisches Magazin und kaufte für mich ein. Es war eine beträchtliche Quantität, aber konkret erinnern kann ich mich nur noch an eine Rolle Gardinenstoff und an den braunen Anzugstoff, aus dem ein Schneider in der Frankfurter Allee für mich einen Zweireiher anfertigte. In meinem Leben war dies der erste Gang zu einem Schneider, dem gegenüber ich mich restlos ausgeliefert empfand; was er mir nach einigen Wochen überreichte, war ganz gewiß kein Meisterwerk und gehörte auch nicht zu den von mir bevorzugten Kleidungsstücken. Immerhin, es war ein Anzug, der seine Dienste tat.

Kotikow war kein häufiger Besucher unseres Hauses, aber immer eine erfreuliche Erscheinung; stets in Uniform wirkte er dennoch nicht martialisch. Sein weißer Schopf ließ ihn älter erscheinen als er war; er hatte selbst noch kleine Kinder, die er gelegentlich zu Veranstaltungen des Hauses mitbrachte. Als ein ganz anderer Mensch wirkte dagegen Wladimir Semjonowitsch Semjonow auf mich, dessen bedeutsame Rolle im gesamten deutschen Zeitgeschehen jener Jahre mir damals weitgehend unbekannt blieb. Er tauchte in der Regel unerwartet irgendwo in unserem Areal auf, ein normaler Zivilist, der sich interessiert umschaute, aber das wiederum auf eine Weise, die den Eindruck erweckte, daß er sich gleichsam auf eigenem Terrain bewegte und niemanden um Erlaubnis zu fragen hatte. In der Tat dauerte es in der Regel nur einige Minuten, bis Semjonows Anwesenheit die sowjetische Mannschaft alarmiert hatte und der jeweils Ranghöchste zu seiner Begrüßung zu ihm eilte. Man begegnete ihm mit besonderer Hochachtung, die er offensichtlich als ihm angemessen empfand. Er war eine stattliche Erscheinung mit einem gut geformten fast kahlen Kopf, aus dem Intelligenz und Willensstärke sprachen; Herzlichkeit habe ich an ihm eigentlich nie entdecken können. Auf dem Empfang, den er einmal im Haus der Kultur der Sowjetunion den Mitarbeitern seiner Filiale, also unseres Hauses der Kinder gab, gerierte er sich zwar, geschmückt von seiner Frau, unserer Semjonowa, als spendabler Hausherr, der sogar lachen konnte, aber näher kam ich ihm

auch damals nicht. Es duldet nicht den geringsten Zweifel, daß das Interesse dieses mit dem höchsten Rang eines Außerordentlichen und Bevollmächtigten Botschafters ausgezeichneten Mannes an unserem Projekt in vielem Betracht von großem Nutzen war. Dennoch sah ich ihn lieber von hinten als von vorn. Bei seinen Gesprächen mit Beburow konnte ich getrost danebenstehen, ohne jemals mit einbezogen zu werden. Er war für mich unnahbar, seine Vorstellungswelt blieb mir unfaßbar; für Beburow und seine Mannschaft war er die Autorität schlechthin.

Wenn ich mich recht erinnere, erfolgte die offizielle Eröffnung des Hauses der Kinder am 1. Mai 1949 ohne großes Brimborium, also zwei Monate nach meinem Dienstantritt - meine zweiwöchige Gastrolle bei den Scharfenbergern in Groß-Dölln eingeschlossen. Ich war damit sehr einverstanden, obwohl noch keineswegs jeder Topf seinen Deckel hatte. Auf die Beendigung der Bauarbeiten zu warten, hätte Zeitvergeudung bedeutet, zumal sich alles so organisieren ließ, daß wir uns nicht wechselseitig ins Gehege gerieten. Vor allem drängte das pädagogische Experiment selbst mit Allgewalt auf die praktische Erprobung hin; wir hatten natürlich Vorstellungen, aber zu ihrer Umsetzung brauchten wir praktische Erfahrungen, die nur im Zusammenspiel befähigter Zirkelleiter und begeisterungsfähiger Kinder zu gewinnen waren. Ich war mit Beburow einig, daß wir bei der Auswahl der Mitarbeiter nicht auf staatlich approbierte Erzieher das Hauptaugenmerk lenken sollten. Im Vordergrund hatte das innige Verhältnis zum Gegenstand - zum Buch, zum Theater, zur Musik, zum Holz etc. - zu stehen; die Fähigkeit zur Vermittlung dieses Verhältnisses an die Kinder war selten mit Sicherheit vorauszusagen, sondern mußte in der Praxis erprobt werden. Manchmal gab es sogar ausgesprochene Glücksfälle. Beburow hatte im Haus der Kultur ein von professionellen Schauspielern gebotenes Märchenstück gesehen; dabei fiel ihm ein bislang unbekannter Akteur auf, den er ansprach: Herbert Schmidt war ein solcher Glücksfall, der Kinder mochte, an dem die Kinder hingen und der sein eigenes Können so einschätzte, daß er sich mit seiner Lehrtätigkeit nicht den Weg zum weltberühmten Star verbaute.

Als glatter Reifall dagegen endete Beburows famose Idee, wegen eines Chorleiters für uns bei Ernst Busch vorzusprechen. Ich hielt davon gar nichts, sagte es auch, aber war dennoch einem Besuch bei dem von mir schon vor 1933 bewunderten Sänger keineswegs abgeneigt. Wir trafen auf einen sehr aufgeräumten Mann, freudig erregt, weil ihm mit Hilfe eines ebenfalls anwesenden Mitarbeiters irgendetwas besonders gut gelungen

war. Der Grund unseres Kommens kümmerte ihn zunächst überhaupt nicht; wir waren gleichsam hereingeschneit und hatten erst einmal an seiner Freude teilzunehmen: Ihm war es gelungen, irgendein hervorragend dargebotenes Konzert auf einer Schallplatte so zu nutzen, daß es seinem Gesang als Untergrund diente; im Ergebnis war eine musikalische Leistung entstanden, in der beides - Gesang und Konzert - eine Einheit bildeten. Das mußten wir uns anhören, das mußten wir bestaunen. Busch behandelte uns wie Komplizen seines kleinen Raubzuges, duzte uns, schlug uns auf die Schulter, nannte den großen Beburow "Dickerchen" und war selig. Als wir am Ende mit unserem Anliegen herausrückten, war er ratlos und meinte, daß sicher sein Mitarbeiter einen solchen Zuverdienst gebrauchen könnte. Natürlich hatte in der damaligen Zeit kein Musiker etwas gegen einen Zuverdienst; aber wir wollten ihn ja voll einspannen, und dazu war er nicht bereit.

Beburows Neigung, namhafte Leute für das Haus zu interessieren und es so auch für Kinder noch anziehender zu machen, konnte selbst unser Fiasko bei Ernst Busch nicht erschüttern. Manchmal ging es auch überraschend gut aus: Der Besuch des damals bald achtzigjährigen Martin Andersen-Nexö zum Beispiel war eine große Sache, obwohl oder besser weil er keine Rede hielt, sondern beim Gang durch das Haus immer wieder eine Pause einlegte, sich in einen Sessel setzte, ausruhte - er ging am Stock, den er sein drittes Bein nannte - und umgekehrt durch Fragen die Kinder zum Reden brachte. Das Erlebnis der Begegnung mit dem Autor der Romane "Pelle, der Eroberer" und "Ditte Menschenkind" war nachhaltig. Auch Willi Bredel wurde bejubelt, weil er mit den Kindern ins Gespräch kam und selbst auf seine Kosten Scherze zu machen verstand; er bezeichnete sich als einen Schriftsteller neuen Typs, weil er vor lauter Reden nicht mehr zum Schreiben käme. Jürgen Kuczynski, der Professor, war unschlagbar; auf die Tatsache angesprochen, warum er bei der ersten Verleihung der Nationalpreise nur die dritte Klasse erreicht hätte, antwortete mit dem Versprechen, in Zukunft noch fleißiger zu werden, um vielleicht später einmal die erste Klasse zu schaffen. Diese Treffen hatten solchen Zulauf, daß die breiten Treppen und Flure einbezogen werden mußten. Andere dagegen wurden zu glatten Reinfällen wie beispielsweise das mit Paul Wandel von der Zentralverwaltung für Volksbildung, der die Kinder auf der Freilichtbühne mit einem Referat langweilte; er merkte es selbst und bezeichnete sich im Nachhinein als total ungeeignet für solche Aufgaben. Nicht so kraß war der Reinfall mit Frieda Rubiner im Kinosaal,

die nicht am Blatt klebte, sondern frei sprach, aber eben über die Köpfe der Kinder hinweg.

Solche Pannen passierten gelegentlich, aber eigentlich durfte sie sich unser Haus nicht leisten. Um so rastloser bemühten wir uns, einen Stamm fachlich befähigter Betreuer an uns zu ziehen, die mit Kindern umzugehen verstanden. Eine muntere Truppe kam da zustande. Ich denke an die immens einfallsreiche Puppenspielerin Inge Borde-Klein und an das Nähwunder Edith Hesse, an den Radiobastler Mansfeld, den Tischler Heinz Willnow, die schöne Leiterin des Fotozirkels Kid Schmalz, den schon auf Scharfenberg in alle Zweige der Biologie verliebten Hermann Natteroth, die sangesfreudige Renate Becher-Günther, den kindermärrischen Widerstandskämpfer und lebensnahen Zeitgeschichtler Joseph Maschina, kurz Peppi genannt, den alten Pianisten Fritz Steinmann, der die von der Hilde Ohlendorf veranstalteten Tanzübungen begleitete, die beiden Maler und Zeichner Kurt Marquart und Siegfried Kiok, den sehr bedächtigen Schachmeister Walter Spengler, die ganz und gar nicht tantenhafte Bibliothekarin Ursula Koch-Brocke, den unendlich geduldigen Willi Butzke, der Mandolinen- und Akkordeonunterricht gab, den Chorleiter Hans Thomas, der sich dem von Wolfgang Richter souverän geleiteten Ensemble von Tanz und Musik einfügte, und schließlich die schlicht unverzichtbaren Betreuer von Spiel und Sport Alfred Brunert mit seiner Frau Ruth und Erich Wichmann, denen Gerhard Schock mit seinem Akkordeon ein ebenso unentbehrlicher wie unermüdlicher Begleiter blieb.

Diese Namen sind in meiner Erinnerung unmittelbar präsent und stehen stellvertretend für die viel größere Zahl von Ungenannten - ganz zu schweigen von den unzähligen Hilfskräften, die ein solches Haus erst funktionsfähig machten: Das begann bei den Pfortnern und ging über die Fahrer, bestimmte Handwerker, Reinigungskräfte, das Sanitäts- und Küchenpersonal, die Schar der Dolmetscherinnen, die uns zugleich das Russische beibrachten, bis zu den Sekretärinnen mit der Chefsekretärin Magda Liebe an der Tete, einer Virtuosin an der Schreibmaschine. Das Haus beschäftigte alles in allem rund 150 Frauen und Männer. Um die damit zusammenhängenden administrativen Aufgaben zu bewältigen, gewann ich meinen alten Scharfenberger Schulkumpel Kurt Bringmann als Chef, die Zuverlässigkeit in persona. Eine große Hilfe erhielt ich im Herbst 1949 durch Gerhard Holtz-Baumert, der zuvor in der Berliner FDJ für Kultur und Erziehung verantwortlich gewesen war und schon darum ausreichend legitimiert schien, nunmehr im Haus als mein Stellvertreter zu

wirken. Natürlich war diese Methode der Kaderauswahl äußerst fragwürdig; aber es ging nichts schief, er war ein Glückstreffer. Aus ihm ist später ein Schriftsteller geworden, dessen "Alphons Zitterbacke" ganze Schülergenerationen begeistert und begleitet hat. Sein sowjetischer Partner wurde der Oberleutnant Dimitri Alexandrowitsch Trussow, der inzwischen den Platz von Grischa Kurella eingenommen hatte, der nach Moskau zurückgekehrt war, um sein ersehntes Biologiestudium aufzunehmen. Trussow hatte früher in der sowjetischen Kinderorganisation der "Pioniere" gearbeitet und brachte es mit seinen sehr geringen Deutschkenntnissen dennoch fertig, unsere Kinder scharenweise zu Spielen anzuregen, die erst dann ein Ende fanden, wenn sie sich wirklich ausgetobt hatten - Trussow war immer mitten dabei und einfach nicht totzukriegen.

Erregt und bewegt hat mich die Auskunft Beburows, daß ich im Juli 1949 Teilnehmer einer Delegation sein sollte, die drei Wochen lang die Sowjetunion bereisen würde. Es handelte sich um ein Dutzend junger Frauen und Männer, die leitende Stellen in der Ende 1948 im Rahmen der FDJ gegründeten Kinderorganisation, dem Verband Junger Pioniere, innehatten. Dieser Gruppe wurden auf Betreiben Beburows drei Vertreter des Hauses der Kinder zugeordnet, nämlich außer mir noch Peppi Maschina und eine Dolmetscherin. Das ganze Unternehmen wurde als die erste deutsche Pionierleiterdelegation deklariert, die nach dem Kriege die Sowjetunion besuchen durfte. Das war schon etwas und machte auf uns alle einen beträchtlichen Eindruck. Von den anderen Teilnehmern war mir einzig und allein Klaus Herde bekannt, der gelegentlich im Hause der Kinder auftauchte und dabei keine freundlichen Gefühle in mir erweckte. Er haute gewaltig auf den Putz. Auf sehr anschauliche Weise versuchte er mir deutlich zu machen, daß die Pionierorganisation im Hause nicht die Rolle spielte, die ihr zukäme. Er rief einen vorübergehenden Jungen heran und befragte ihn, ob er ihn, Klaus Herde, oder wenigstens Erich Honecker kenne. Der Junge kannte weder den einen noch den anderen. Seine Schlußfolgerung: Eine Tafel mit den führenden Köpfen des Zentralrats der FDJ, darunter natürlich mit dem Konterfei des Berliner Pionierchefs Klaus Herde, gehörte unbedingt hierher. Ich lachte ihn einfach aus. Das hat er mir lange nachgetragen.

In der Delegation spielte er keine besondere Rolle, denn hier führte Margot Feist das Wort, der ich dabei erstmals begegnete: Eine kleine, zierlich gebaute junge Frau mit einem hübschen Gesicht. Sie verfügte über einen gewissen Charme, begleitet von einem stets bereiten freundlichen

Lächeln. Sie war sich ihrer Wirkung auf Männer durchaus bewußt und nutzte sie gezielt, also keineswegs wahllos. Sie gebot über eine gehörige Portion natürlicher Intelligenz, die aufmerken ließ, wenn sie etwas zu sagen hatte, was sie für wichtig hielt. Sie war kein primitiver Funktionärstyp wie Klaus Herde, aber duldete solche Typen in ihrer Umgebung, weil sie die kleine zierliche Frau als eine überragende Gestalt erscheinen ließen. Sie ertrug es, ohne mit der Wimper zu zucken, daß mir als Chef des Hauses der Kinder das gleichwertige Reiseandenken wie ihr überreicht wurde, während die Geschenke für die übrigen Delegierten bescheidener ausfielen. Klaus Herde dagegen betrachtete uns drei vom Haus der Kinder als Fremdkörper, an denen er ständig etwas auszusetzen hatte, bis ich ihm öffentlich - es war vor dem Dynamostadion in Moskau - androhte, sein loses Maul künftig mit Brachialgewalt zu stopfen. Ich war sehr laut geworden, was Margot Feist veranlaßte, Klaus Herde zur Ordnung zuzurufen.

Wir traten unsere Reise auf dem Flugplatz Schönefeld an und flogen - nach kurzer Zwischenlandung in Minsk - nach Wnukowo bei Moskau. Von Minsk sahen wir nichts, denn wir blieben auf dem Gelände des Flugplatzes; dennoch mußten wir eine völlig überflüssige Gepäckkontrolle über uns ergehen lassen. Die Aborte befanden sich in Holzhäusern; alles war sehr sauber und erschien seltsam ungenutzt. Uns blieb es rätselhaft, wie man mit den vier kleinen Löchern in den durchlaufenden Brettern in Wadenhöhe zurechtkommen sollte. Wir wollten nichts falsch machen und verkrochen uns daher lieber ins Maisfeld. Von Wnukowo brachte uns ein Bus nach Moskau - eine lange Fahrt an unzähligen kleinen Holzhäusern vorbei, die ziemlich wirt in der Gegend standen, vom Alter gebeugt und nicht sehr gepflegt.

Wir konnten uns nicht entschließen, diese Häuschen schon Moskau zuzurechnen, aber sie reichten dann doch bis in die Stadt hinein, wenn auch mehr und mehr steinerne Häuser mit ein oder zwei Stockwerken hinzukamen. Ich habe sie noch in der Gorkistraße gesehen, nach wie vor bewohnt, während hinter ihnen in gebührendem Abstand die vielgeschossigen riesigen Gebäude aus dem Boden wuchsen, die nach ihrer Fertigstellung auch die Bewohner der Kleinhäuser vor ihnen aufnehmen würden. Mit deren endgültigem Abriß verwandelte sich die Gorkistraße allmählich in einen breiten Boulevard. Unser Ziel in Moskau lag im Zentrum: Das alte und schon etwas zerschlissene Nobelhotel aus der Zarenzeit

"Metropol" am Swerdlowplatz, unweit des Kremls und des Roten Platzes. Ich teilte mein altmodisches Zimmer mit Klaus Herde.

Moskau war für uns alle nicht irgendeine Hauptstadt, sondern das Zentrum einer Bewegung, die die Welt neu zu ordnen unternahm, nachdem es unter ungeheuerlichen Opfern dem die gesamte Menschheit bedrohenden Faschismus den Garaus bereitet hatte. Unsere Hochachtung vor der historischen Leistung wie vor der historischen Aufgabe war nicht zu übertreffen; für unsere Bereitschaft zu rückhaltloser Bewunderung alles Positiven, was Moskau zu bieten hatte, galt das gleiche. Dabei ging es uns natürlich nicht um touristische Attraktionen, sondern um das normale gelebte Leben in dieser Stadt, soweit wir es wahrnehmen konnten. Natürlich war das kriegszerstörte Berlin, das uns vertraut war, ein höchst subjektiver, aber beim besten Willen nicht wegzudisputierender Gradmesser. Geradezu märchenhaft erschien uns all das, was uns sowohl im Hotel als auch bei anderen Zusammenkünften an Getränken und Speisen aufgetischt wurde. Ein Hotelschuster überprüfte unser Schuhwerk, besserte aus und besohlte, wenn nötig, ohne Bezahlung zu fordern oder ein Trinkgeld zu erwarten. Wir drängelten uns mit den vielen Käufern und vor allem Käuferinnen in das GUM, das größte Warenhaus am Roten Platz, und kauften ebenso in anderen Geschäften kleine Geschenke ein, wobei uns einerseits die Umständlichkeit des Kaufprozesses verwunderte - Bestellung der zuvor ausgesuchten Objekte an der Kasse, Realisierung der Bestellung durch die Verkäuferin und Bezahlung wiederum an der Kasse - wie umgekehrt die Windeseile, mit der jede Kassiererin ihr Rechenbrett zu handhaben verstand. Wir erlebten auf den Straßen das bis tief in die Nacht andauernde Treiben von jung und alt, wurden dabei auch angesprochen, aber nie belästigt; als die Rede eines Angetrunkenen kein Ende fand, wurde er von anderen Passanten diskret abgedrängt. Uns beeindruckte der dichte und geräuscharme O-Busverkehr; an den Haltestellen stürzten sich die Wartenden nicht wie ein Rudel Wölfe auf den Bus, sondern ordneten sich so, daß einer nach dem anderen einsteigen konnte. In der Frühe vor allem verwunderten uns die kaum abreißenden langen Menschenschlangen vor den Kiosken, die ausschließlich Zeitungen verkauften. Ich gestehe, daß mich die Geduld der schier endlosen, aber ebenfalls vorbildlich geordneten Menschenmenge, die Tag um Tag vor dem Mausoleum Lenins auf Einlaß wartete, tiefer beeindruckte als unser eigener Besuch, der außer der Reihe dazwischengeschoben wurde. Natürlich stand auch die Moskauer Metro auf unserem Programm, die in der Tat bemerkenswert war - durch ihre peinliche Sauberkeit, die Dichte

der Zugfolgen, die jede Form von Drängelei beim Ein- und Aussteigen vermied, die schier endlosen Rolltreppen, die in Abschnitten die Fahrgäste in uns ungewohnte Tiefen zu den Bahnhöfen brachten. Erstaunlich war der bei der Gestaltung der einzelnen Stationen entwickelte Prunk, wenngleich er mir dem Zweck nicht angemessen, sondern maßlos übertrieben erschien. Allerdings sagte ich es nicht laut; der offensichtliche Stolz der Moskauer auf ihre Metro und auch die einhellige Bewunderung durch die Mitglieder unserer Delegation hinderten mich daran. Großen Eindruck machte auf mich dagegen der erstaunliche Lesehunger der Metrobenutzer, die sich nicht nur während der Fahrt selbst in ihre Lektüre vertieften, sondern sogar auf den langen Rolltreppen. Dasselbe Bild bot sich übrigens ebenso auf Plätzen und in Parks der Stadt, wo Bänke zum Sitzen einluden: Jung und alt lasen nicht nur Zeitungen, sondern sehr oft auch umfangreiche Bücher.

Unser Programm in Moskau wie in Leningrad litt darunter, daß unser Besuch ausgerechnet in die Ferienzeit fiel, so daß wir auf leere Schulen und leere Pionierpaläste stießen; die Kinder befanden sich zumeist in Ferienlagern oder bei ihren Familien. Für uns vom Haus der Kinder war dieser Umstand besonders schmerzlich, denn von den einstigen Adelspalästen, die für die außerschulische Betreuung genutzt wurden, lernten wir nur ihre großzügige Ausstattung kennen, nicht jedoch ihren lebendigen Gebrauch. An die Stelle eines echten Erfahrungsaustauschs traten in beiden Städten sehr ausgiebige Informationsgespräche mit verantwortlichen Komsomolsekretären; sie sind spurlos aus meinem Gedächtnis verschwunden. In Erinnerung ist mir einzig der ein wenig unbeholfene, aber ausgesprochen liebenswerte junge Dolmetscher, dem es passierte, das russische Wort für Blasorchester in ein Blasenorchester zu übersetzen, was natürlich unser aller Heiterkeit hervorrief. Für den Dolmetscher hatte dieser Lapsus seine Ablösung zur Folge, was nicht nur mich erschreckte. Natürlich gab es auch ein paar Idioten unter uns, die darin die hohe Wertschätzung erkennen zu können meinten, die uns entgegengebracht wurde.

Etwas ergiebiger insbesondere für die Pionierleiter waren die Besuche einiger Ferienlager. Das eine erreichten wir nach langer Busfahrt in der Nähe von Moskau, wo ein zweifellos sehr begabter sowjetischer Pionierleiter uns vormachte, wieviel Kurzweil bei der Zusammenarbeit mit einer Vielzahl von Kindern herauszuholen war. Am Ende verwandelte er sie in eine lautstarke Zuschauerkulisse, die das Volleyballspiel begleitete, das

unsere Delegation gegen eine sowjetische Mannschaft verdient verlor. Dennoch wurde unsere sportliche Leistung mit einem Kranz gewürdigt, der das Haupt unserer Schönsten, der Margot, schmückte. In der abschließenden Runde mit den Funktionären nahm sie den Ehrenplatz neben dem amtierenden Vizeleiter ein, der sich in ihren bewundernden Blicken sonnte. Als später der bislang verhinderte eigentliche Lagerchef zu uns stieß, galt ihre Bewunderung natürlich ungeteilt ihm. Ein anderes Beispiel außerschulischer Pionierarbeit in der Ferienzeit wurde uns in Moskau selbst auf dem Gelände hinter einem großen Häuserblock geboten. Es verlief ähnlich kurzweilig und phantasievoll, machte uns und den zuschauenden Müttern Spaß, aber hatte einen Schönheitsfehler: Hauptakteur war derselbe begabte Pionierleiter, der auch im Ferienlager unser aller Anerkennung gefunden hatte. Besaß ganz Moskau nur diesen einen, der vorzeigbar war? Ich fand diese Methode geradezu albern, zumal seine zunehmende Heiserkeit auf Überanstrengung schließen ließ.

Im bezaubernden Leningrad sahen wir unendlich viel, aber auch wieder keine Kinder. Wir fanden sie in einem Ferienlager am Finnischen Meerbusen, in dem das Baden naturgemäß das Hauptvergnügen ausmachte. Sehr merkwürdig berührte mich die dabei gehandhabte Prüderie, der im Grunde immer etwas Verlogenes anhaftet: Jungen und Mädchen im Kindesalter wurden getrennt zum Baden geführt, so daß zwischen beiden ein räumlicher Abstand von etwa 100 m gesichert war. Ausnahmslos allen von uns erschien dies absurd, aber niemand warf diese Frage auf, weil sie offensichtlich als unsittlich empfunden worden wäre. Das Ferienlager war geradezu bestückt mit künstlerisch ziemlich wertlosen Gipsplastiken, die Badefreuden zu illustrieren versuchten; doch jede Gipsfigur war geschlechtlich nur dadurch auszumachen, daß sie brav eine Badehose oder aber einen Badeanzug trug. Den nachhaltigsten Eindruck machte auf uns das einzigartige Lager "Artek" am Schwarzen Meer auf der Krim. In jeder Hinsicht war hier die Spitze erreicht: An die 1 000 Kinder fanden auf dem ausgedehnten und vielgestaltigen Gelände Platz, ohne sich in die Quere zu geraten. Allein das aufgebotene medizinische Personal für ihre Betreuung erregte unsere Bewunderung. Was hier an kultureller Arbeit mit den Kindern geleistet wurde, belegte eine vielstündige Vorführung bis in den Abend hinein, in der die Kinder zeigen konnten, was sie bei Sport und Spiel, Musik und Tanz, in darstellender Kunst und im sprachlichen Ausdruck gelernt hatten. Mir quoll das Herz über - so erhebend und erschütternd zugleich wirkte dieses Erlebnis auf mich. Auf dem Hinflug waren wir in Charkow kurz zwischengelandet; wir nutzten die

Gelegenheit, um uns neben dem Flugzeug ins Gras zu strecken; der gesamte Boden war noch übersät von feinsten Granatsplittern - doch wir flogen weiter zu den Kindern auf die Krim, die von einer anderen Welt kündeten.

Vor unserem Rückflug von Moskau in die Heimat wurde so etwas wie eine Bilanz gezogen. Dazu zähle ich auch meinen zehnmintütigen Auftritt im Radio Moskau, bei dem ich über meine Reiseindrücke sprach. Ich weiß kein Wort mehr von meiner Rede, die ganz gewiß nur Positives berichtete; aber über diesen Sender, der in der Nazizeit eine Kraftquelle für unseren Widerstand dargestellt hatte, nun eigene Worte an meine Landsleute richten zu können, erzeugte in mir ein mich ganz erfüllendes Hochgefühl. Der Zufall wollte es, daß zu jener Zeit auch der FDJ-Chef Erich Honecker mit seiner damaligen Frau Edith Baumann im "Metropol" eintraf, um bestimmte Fragen mit der Leitung des Komsomol zu besprechen. Margot Feist brachte es fertig, die beiden Honeckers zu bewegen, unsere ganze Delegation in ihrem Quartier zu empfangen. Das Gespräch war total belanglos: Wir erfuhren nichts über die Probleme, die Honecker bewegten, und er beschränkte sich darauf, die mit hochgeschraubter Begeisterung vorgetragenen Erlebnisse aus unseren Reihen - Margot Feist war Hauptsprecherin - mit verständnisinnigem Lächeln entgegenzunehmen. Edith Baumann blieb völlig unbeteiligt. Mein Versuch, sie über ihre alten Mitkämpfer im Widerstand der SAP - dazu gehörte mein Schwager Gustav Seeger - aus ihrer Teilnahmslosigkeit herauszuholen, scheiterte elend. Nichtsdestotrotz galt diese zufällige Zusammenkunft als ein Glanzpunkt dieser Reise. Diese von den Pionierleitern für meinen Geschmack allzu häufig praktizierte Neigung zu lauttönenden Begeisterungsausbrüchen störte mich sehr. Als wir auf einer Zugfahrt über das Radio erfuhren, daß der zuvor inhaftierte KPD-Chef Max Reimann in Westdeutschland wieder freigelassen worden war, lagen sich die meisten von uns jubelnd in den Armen. Ich hatte nicht nur nichts gegen Max Reimann, sondern ich freute mich für ihn; aber ich empfand diese Art Begeisterung als dem Anlaß nicht angemessen und darum unecht.

Wie ihr Beginn schloß die Reise mit einer mehrstündigen Aussprache der Delegation im Komsomol. Um tiefgründige Probleme ging es dabei mit Sicherheit nicht; jedenfalls kann ich mich daran nicht erinnern. Wir lobten ganz gewiß die uns erwiesene Gastlichkeit, die in der Tat das höchste Lob verdient hatte. Jeder von uns war bemüht, besonders starke

Eindrücke namhaft zu machen, an denen es natürlich auch nicht mangelte. Man betonte nachdrücklich und ehrlichsten Herzens die wechselseitige Freundschaft, die uns nach dem von der Sowjetunion maßgebend mitgetragenen Sieg über den barbarischen Hitlerfaschismus miteinander verband. Unser Gastgeber bekräftigte dies durch die Übergabe von Erinnerungsgeschenken, die für Margot Feist und mich besonders schwergewichtig ausfielen: Ein voluminöses Schreibtisch-Set aus Marmor, das an die Kremlnauern mit ihren Türmen erinnern sollte - ein gutgemeintes Ungetüm, mit dem ich mich nicht befreunden konnte. Nach unserer Rückkehr habe ich vor den Mitarbeitern des Hauses der Kinder über unsere Reise ausführlich gesprochen; meinen schriftlichen Bericht stellte Beburow der Zeitung "Sowjetskoje Slowo" zur Verfügung, die am 14. August 1949, Nr. 191 (705), statt dessen ein langweiliges Interview mit mir veröffentlichte, das ich nie gegeben hatte. Ich war sehr enttäuscht.

Die Arbeit im Hause nahm mich sehr schnell wieder gefangen. In rund zwei Monaten schon stand der 32. Jahrestag der Großen Sozialistischen Oktoberrevolution vor der Tür, und wir hielten es für selbstverständlich, dieses Ereignis aus eigenem Vermögen zu begehen, das heißt der Öffentlichkeit unsere im Hause der Kinder erworbenen Fertigkeiten und Fähigkeiten vorzustellen. Unser Mutterhaus stellte uns zu diesem Zweck sein Theater zur Verfügung, nämlich die einstige Singakademie bzw. das spätere Maxim-Gorki-Theater. Unser umfangreiches Programm zeugte von unserer Vielseitigkeit, und jedermann ging mit Eifer an die Vorbereitungen. Die sowjetische Direktion nutzte den Tag, um mir in aller Form schriftlich zu gratulieren und mir "für die Zukunft neue Erfolge im Kampfe um ein einiges demokratisches Deutschland" zu wünschen. Der Tenor dieses Glückwunsches entsprach leider nicht der Realität, der vielmehr vom "Kalten Krieg" bestimmt wurde, der - nach der Spaltung Berlins - nunmehr auch Deutschland gespalten hatte. Am 7. September 1949 war im Bereich der drei Westzonen die Gründung der Bundesrepublik Deutschland vollzogen worden, die Berlin als Hauptstadt preisgab und Bonn zum Regierungssitz machte. Einen Monat später - am 7. Oktober 1949 - antwortete der ausgegrenzte Osten mit der Gründung der Deutschen Demokratischen Republik, die an Berlin als Hauptstadt festhielt.

Am Vormittag des 6. November, einem Sonntag, hatten wir im Theater am Festungsgraben unseren großen Tag. Ich erinnere mich nicht, daß die wahrlich brisante politische Situation dieser Tage und Wochen in unserer festlichen Veranstaltung thematisiert worden wäre. Die "Tägliche

Rundschau" lieferte am 8. November 1949, Nr. 263 (1374), einen ausführlichen Bericht ohne jeden tagespolitischen Tupfer. Dennoch war die Veranstaltung selbst eine beredte Absage an die von den Westmächten und der Adenauer-Regierung unisono behaupteten "Gefahr aus dem Osten", mit der die Spaltung begründet wurde. Die "Tägliche Rundschau" stellte ihrem Bericht ein Foto voran, auf dem über hundert Kinder als aktive Teilnehmer das Bühnenrund füllten und in großen Lettern als ihr Motto zu lesen war: "Freundschaft mit der Sowjetunion". In diesem Sinne hielt ich meinen Eröffnungsvortrag, von dem lobend gesagt wurde, daß er sich "in vorbildlich-pädagogischer Weise" dem Verständnis der Jugendlichen anpaßte. Unsere Kinder sangen sowjetische Lieder in russischer Sprache, tanzten sowjetische Nationaltänze, spielten Bandoneon und Balalaika, rezitierten Majakowski und überschlugen sich förmlich in ihren sportlichen Leistungen. Das übervolle Haus - Kinder und Erwachsene standen und saßen teilweise auf Gängen und Stufen - nahm alle Darbietungen mit Begeisterung auf. Der Berichterstatter schloß mit den Worten: "Nicht alle Anwesenden werden bemerkt haben, daß der Ministerpräsident der jungen Deutschen Demokratischen Republik, Otto Grotewohl, trotz seiner starken Inanspruchnahme diese Veranstaltung der Berliner Jugend für wichtig genug hielt, um an ihr teilzunehmen."

Derartige Besuche erlebten wir in der Folgezeit häufiger; entgegen dem späteren unsinnigen Brauch kamen sie jedoch noch ohne jeden großen Bahnhof aus. Gerhard Holtz-Baumert und ich führten Wilhelm Pieck, einzig von Otto Winzer begleitet, durch unser Haus. Ich erinnere mich, ihn dabei gefragt zu haben, ob er eine von Ruthild Hahne gestaltete Porträtbüste identifizieren könnte, die wir auf einem Zwischengeschoß aufgestellt hatten; er nannte auf Anhieb Karl Liebknecht, obwohl die Bildhauerin auf jede Andeutung der ihn charakterisierenden Brille verzichtet hatte. Die immer noch im Bereich des Hauses tätigen Bauarbeiter ließen mich wissen, daß sie gern ein paar Worte mit dem Präsidenten gewechselt hätten. Ich trug ihm diesen Wunsch vor, dem er zögernd nachkam, wobei er den Arbeitern mit einem Blick auf seine Taschenuhr erklärte, daß ihn schon wieder ein dringender Termin ins Schloß Niederschönhausen rief und Unpünktlichkeit sich niemand leisten dürfe - auch und erst recht nicht er selbst.

Der Ministerpräsident Otto Grotewohl war bei seinem Besuch so kühn, sein Taschenmesser in der Schlosserei von einem Jungen schärfen zu lassen. Das Ergebnis entsprach keineswegs seinen Erwartungen; mit

süßsaurer Miene klappte er sein Messer wieder zusammen und ließ es in seiner Hosentasche verschwinden. In der Schachhecke behauptete er, das Schachspiel nicht zu beherrschen und sich dennoch darum verdient gemacht zu haben: In der Nazizeit verhaftet und in einer Massenzelle untergebracht, diente er den mitgefangenen Schachspielern als Warner; während sie sich mit selbstgefertigten Figuren dem verbotenen Spiel hingaben, bezog er seinen Platz an der Säule, von wo er rechtzeitig das Nahen des Gefängniswärters ankündigen konnte, vor dem das Spielmaterial umgehend zu verbergen war. Diese Aufgabe kennzeichnete ihn; man sprach von ihm als dem "Otto an der Säule". An Friedrich Ebert, den Oberbürgermeister, erinnert mich nur noch seine Eintragung in unser Gästebuch. Eines Tages tauchten auch Erich Honecker und Paul Verner als Jugendfunktionäre auf; ich entsinne mich eines Gesprächs in meinem Zimmer mit Beburow und mir, das vor allem Paul Verner bestritt, der vorlaut wirkte und den zurückhaltenden Erich Honecker geradezu sympatisch erscheinen ließ.

Eine ungeahnte Bedeutung erhielt für mich der Besuch einer Eva Cohn aus Jerusalem, die sich bei mir im Haus der Kinder zuvor schon telefonisch von München aus angemeldet hatte. Sie berief sich dabei auf Hans Gaertner, meinen alten Lehrer und guten Freund aus den Jahren 1932 bis 1938 - über seinen Einfluß auf mich und meine Entwicklung habe ich in meinen 1993 veröffentlichten Erinnerungen "Vor den Schranken des Reichskriegsgerichts. Mein Weg in den Widerstand" ausgiebig berichtet. Unsere Verbindung, die mit seiner Emigration 1938 abgerissen war, konnte 1947 durch ihn von Paris aus wiederhergestellt werden, wo er jüdische Waisenkinder zur Auswanderung nach Palästina zusammenführte. Der Ausbruch des Palästinakrieges 1948 zerriß unsere Verbindung abermals; sie jetzt dauerhaft erneut zu knüpfen, gehörte zu den Aufträgen seiner Mitarbeiterin Eva Cohn, die mich dann tatsächlich auch aufgespürt hatte. Tag und Stunde ihres Besuchs bei mir waren schon telefonisch vereinbart, als ich Beburow davon unterrichtete und ihn einlud, an unserem Gespräch teilzunehmen. Sie wollte unser Haus kennenlernen, und wir könnten möglicherweise einiges Neue vom israelischen Schulwesen erfahren. Das Treffen, dem sich Beburow zugesellte, fand statt, aber stand unter stärkstem Zeitdruck, denn Eva Cohn hetzte in Berlin buchstäblich von einem Termin zum nächsten. Von Gaertner berichtete sie als einem hoch geachteten Pädagogen, der jedoch die Entwicklung in Israel mit einiger Skepsis betrachtete, während sie sich uneingeschränkt zukunftsfröh gab,

ihre Regierung als sozialistisch kennzeichnete und von den sozialistischen Experimenten im Erziehungswesen ihres Landes schwärmte.

Sehr viel aufschlußreicher als dieses Gespräch wurde der nunmehr wieder aufgenommene Briefwechsel mit Hans Gaertner. Ich schrieb ihm unmittelbar darauf, berichtete von meinem Tun und stellte viele Fragen an ihn, auf die er am 17.5.1950 ausführlich antwortete. Ich habe neben anderen auch diesen Brief Anfang 1991 in toto veröffentlichen können, aber ich halte ihn für so wichtig, daß ich ihn zumindest in seinen wesentlichen Teilen auch in meinen Erinnerungen zu Worte kommen lasse:

"Mein lieber Heinz,

meine schnelle Antwort zeigt Dir, wie sehr ich mich mit Deinem Brief gefreut habe. Den Artikel über das Haus der Kinder habe ich mit großem Interesse gelesen, und ich würde gern mehr darüber hören. Du scheinst mit Deiner Arbeit sehr zufrieden zu sein, und ich habe den Eindruck, daß Du ein wichtiger Mann geworden bist.

Ich will versuchen, Dir etwas über die Dinge zu schreiben, die Du von mir wissen willst. Zuerst einige Worte über meine Stellung zu Deutschland. Darüber hatte ich Dir vor drei Jahren geschrieben, und meine Meinungen haben sich seitdem nicht geändert. Wie Du glaube ich nicht an die Erbmasse und daher nicht an angeborene deutsche Eigenschaften. Auf der anderen Seite gibt es bei jedem Volk Traditionen und Haltungen, die nicht das Resultat der Erbmasse, sondern der geschichtlichen Entwicklung sind. Diese Traditionen können sich mit der Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse ändern, aber das ist ein langwieriger Prozeß, kein einmaliger Akt, sondern eine Entwicklung. Vergiß nicht, daß die Mehrzahl der Menschen nicht handelt, weil das ihren Überzeugungen entspricht, sondern aus ganz andern, vorwiegend materiellen Gründen. Die Masse der Nazis hat sich nicht aus jeher überzeugten Nazis zusammengesetzt, sondern aus Menschen, die vorher - unter anderen Bedingungen - Anhänger anderer Parteien und Bewegungen waren, und ich bin überzeugt, daß das heute genauso ist, nur mit umgekehrtem Vorzeichen. Das kann nicht anders sein, da es natürlich ist. - So ist es sinnlos, an die Schlechtigkeit der Deutschen zu glauben und eine Politik darauf zu bauen. Die hängt von ganz anderen Faktoren ab, im Westen sowohl wie im Osten.

Das ist meine objektive Stellung, aber Du mußt verstehen, daß es ein subjektives Moment gibt, das nicht aus der Welt zu schaffen ist. Die letzten zehn Jahre können nicht so schnell vergessen werden, und sie sollen es auch nicht! Die Ausmaße der Verbrechen waren zu gigantisch, die Folgen zu tragisch und die Zahl der blutbefleckten Hände zu groß. So kann ich mit einer gewissen Objektivität über Deutschland als ein politisches Problem sprechen, aber gefühlsmäßig ist der Kontakt für immer unterbrochen. Ich trete jedem Deutschen mit persönlichem Mißtrauen entgegen, mit der Ausnahme derjenigen, an die ich immer geglaubt habe und die meine Freunde geblieben sind. Aus diesen Gründen käme es mir nie in den Sinn, nach Deutschland zurückzugehen. Ich lebe in meinem eigenen Land mit meinem eigenen Volk; aber wäre das nicht so, würde ich eher in die Fremde gehen als nach Deutschland zurückgehen, und in dieser Frage besteht für mich kein Unterschied zwischen Ost und West.

Und nun zu der zweiten Frage. Du fragst, was ich von Ostdeutschland weiß und wie ich dazu stehe. Was ich weiß, weiß ich aus der Presse, bürgerlicher und kommunistischer. Die östliche Welt - mit Ausnahme von Deutschland - ist eine Welt, die man nicht besuchen kann, vor allem Rußland selbst, mit wenigen Ausnahmen von organisierten Besuchen, die wenig Interesse bieten für jemand, der die Wirklichkeit des Lebens sehen möchte. Eine zweite Quelle der Information und des Einblicks, nicht in die Wirklichkeit dieser Länder, sondern in den Geist, der sie schafft, sind die kommunistischen Parteien, ihre Presse, ihr Leben und ihre geistige Welt. Hier in Frankreich habe ich reichlich Gelegenheit gehabt, damit in Berührung zu kommen. Die Länder des Ostblocks haben zweifellos heute noch verschiedene Probleme, entsprechend dem jeweiligen Stadium ihrer gesellschaftlichen und politischen Entwicklung, aber die Tendenz ihrer Entwicklung ist einheitlich, und sie ist identisch mit der offiziellen Politik der kommunistischen Parteien. Ostländer - Kominform - kommunistische Parteien - das alles bildet eine Einheit, selbst dann, wenn in einigen Ländern, so z.B. in Deutschland, noch manche Sonderprobleme bestehen. Diese Einheit ist das Wesen des Stalinismus, wie es sein Wesen ist, daß außer dieser Einheit nichts anderes bestehen kann und darf.

Ich habe keinen Zweifel, daß alle Länder des Ostblocks, von Deutschland bis Rumänien, eine gewaltige Revolution durchmachen, die seit langem gebundene Kräfte freimacht und ein neues Leben schafft. Auf der anderen Seite besteht für mich kein Zweifel, daß dieses Leben Seiten enthält, die höchst wesentlichen Teilen meiner Überzeugung widersprechen. Was wir heute "totalitär" nennen, ist ein Schlagwort, aber eines, das eine bittere

Wirklichkeit in sich trägt. Ich habe mein ganzes Leben lang die Überzeugung eines revolutionären, aber demokratischen Sozialisten gehabt, und ich habe diese Überzeugungen nicht aufgegeben. Diese Überzeugungen widersprechen in vielen Punkten der Wirklichkeit im Osten, und ich teile nicht die Auffassung, daß die heutige Situation ein notwendiges Stadium der Entwicklung ist, das einem anderen weichen wird, wenn die durch die kapitalistische Bedrohung geschaffene Spannung einmal weichen wird. Mir scheint, daß diese Auffassung auf einem allzu naiven Rationalismus begründet ist, der die Tendenz der geschichtlichen Entwicklung verkennt.-

Ich teile weitgehend Deine Auffassung von der Korruptheit nicht nur der deutschen, sondern der internationalen Sozialdemokratie, wenn ich auch glaube, daß sie nicht allein an dieser unheilvollen Entwicklung schuldig ist. Ich bin mir ferner darüber klar, daß die heutige Lage der Welt, ihre Scheidung in zwei Lager, der Ausdruck der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Entwicklung unserer Epoche ist, in der die Idee des demokratischen Sozialismus keinen Platz hat. Deshalb ver falle ich nicht in den Fehler, meine Hoffnungen an politische Sekten zu hängen, von der deutschen SAP unseligen Angedenkens bis zu ähnlichen Gebilden unserer eigenen Tage. Das alles ist zum Tode verurteilt, führt eine Scheinexistenz ohne jeden wirklichen Sinn. Meine Konsequenz ist eine andere, vielleicht traurigere und unheilvollere: Ich habe keinen Standort, und infolgedessen kann ich mich nicht an dem politischen Leben beteiligen. Das ist bitter für jemand, der wie ich seit jeher ein aktives Interesse an dem Geschehen seiner Zeit genommen hat, aber ich sehe absolut keinen anderen Weg. Die westliche Welt ist mir verhaßt, der Sprung in die östliche würde ein solches Maß von Selbstaufgabe bedeuten, daß ich dazu nicht fähig bin. Ich kann nicht in einer kommunistischen Partei leben, in der ich mich von Stalinzitate n nähren muß, und lebte ich im Osten, würde ich vermutlich mein Leben in Sibirien oder am Eismeer beenden.

Ich bewundere die Sicherheit und Eindeutigkeit Deiner Überzeugung, und ich wünsche Dir, daß sie Bestand behält, auch dann, wenn Deutschland ein endgültiger und kompromißloser Bestandteil der stalinistischen Welt geworden sein wird. - Es ist gut, daß ich in Israel in einem Land lebe, das sich noch in einer anderen Phase der historischen Entwicklung befindet. Das heißt nicht, daß es von den Problemen unserer Welt unberührt ist, im Gegenteil, es wird von Jahr zu Jahr mehr in ihnen verstrickt sein. Aber vorläufig gibt es noch weite Gebiete, die auch mir den Einsatz meiner

Person noch möglich machen. - Du schreibst, daß ich Dir damals, vor vielen Jahren, sehr weise erschienen bin. Wahrscheinlich war ich es auch damals nicht, heute bin ich es gewiß nicht, und es ist möglich, daß Du heute viel "weiser" als ich bist! Wie manche anderen habe ich keinen richtigen Platz in dieser Welt, obgleich ich weder ein "entwurzelter Intellektueller" noch ein "titoistischer Verbrecher" bin! Ich leide an diesem Zustand, muß mich aber mit ihm abfinden. Es ist nicht nur ein ständiger Gewissenskonflikt, sondern auch eine Beeinträchtigung meiner Arbeitsmöglichkeiten, denn auch bei uns ist die Parteilosigkeit ungern geduldet, und im übrigen ist es mir verhaßt, parteilos zu sein! ...

Lieber Heinz, ich möchte Dich sehr gern wiederssehen. Ich habe in den vergangenen Jahren oft an Dich gedacht, und Du weißt, daß ich nie auch nur einen Augenblick an Deiner Freundschaft gezweifelt habe. In gewisser Beziehung hat der Gedanke an Dich mir die Möglichkeit gegeben, nicht in eine Mentalität des Hasses zu verfallen, die natürlicherweise so vielen anderen Juden teilgeworden ist. Trotz des Altersunterschiedes, der damals zwischen uns bestanden hat, hat es wenige Freunde gegeben, deren Freundschaft mir so viel bedeutet hat wie Deine. - Leider habe ich große Schwierigkeiten, nach Berlin zu kommen, aber ich will es trotzdem versuchen. Besteht gar keine Möglichkeit, daß wir uns irgendwo treffen oder gar daß Du hierher kommst? Antworte mir darauf. Und schreibe bald.

Viele herzliche Grüße

Hans"

Dieser Brief hat mich nicht nur damals ungewöhnlich beeindruckt; ich habe ihn auch in späteren Jahren verschiedentlich zu Rate gezogen, wobei sich die Aspekte, unter denen ich ihn immer wieder einmal betrachtete, mehrfach verschoben. Beim erstenmal überwog eindeutig mein Mitgefühl für diesen von mir hochverehrten Lehrer und Freund, dem der Mittelpunkt seines Denkens und Handelns abhanden gekommen war. Ohne seine kritische Haltung gegenüber dem Stalinkult einfach beiseite zu wischen, hielt ich mich an der auch von ihm konzeditierten Gewißheit fest, an einem gesellschaftlichen Umbruch teilzuhaben, der an die Stelle der alten Ordnung, die zwei Weltkriege und die faschistische Barbarei zu verantworten hatte, etwas grundsätzlich Neues zu errichten unternahm. Was Stalin und den Stalinismus anging, so störten mich manche Erscheinungen, die jedoch - gemessen an der Gesamtleistung, die ihre Krönung in der Niederringung des Hitlerfaschismus erfahren hatte - kein großes Gewicht hatten.

Unser Methodisches Kabinett im Hause der Kinder beispielsweise, das für unsere Arbeit keinen erkennbaren Nährwert hatte, bekam von sowjetischer Seite den Auftrag, ein Lenin- und ein Stalinzimmer einzurichten. Unser sehr besonnener Franz Hermann machte noch das Beste daraus, indem er auf engem Raum zwei einigermaßen anschauliche biographische Abrisse anbot; hier wurde ein sowjetischer Wunsch erfüllt, der offensichtlich unabdingbar, weil notfalls vorzeigbar war, aber keinerlei echte erzieherische Funktion erhielt. Der Abfall Titos schmerzte mich, aber fand mich nicht bereit, ihn wie Beburow als faschistisch zu deklarieren. Der Faschismus hatte uns zu gründlich beschäftigt, als daß wir uns mit einem solch billigen Schlagwort zufrieden geben konnten; außerdem stimmte es mich froh, daß Jugoslawien trotz alledem an der sozialistischen Zielsetzung festhielt. Der "Kurze Lehrgang der KPdSU (B)" war für mich als ein Dokument, das den bislang in der Weltgeschichte einzigen siegreichen Versuch eines gesellschaftlichen Umbruchs in sozialistischer Richtung darzustellen unternahm, unbedingt lehrreich, auch wenn ich die wütenden Ausfälle gegen die verschiedenen Abweichler innerhalb der kommunistischen Bewegung nicht nachvollziehen konnte. Trotzki's brillante Feder und die kritische Haltung der von mir hochgeschätzten "Roten Kämpfer" in den dreißiger Jahren wirkten da als ein Gegengift. Zu einem ihrer Köpfe, zu Karl Schröder, der die Zuchthausjahre überstanden und nach dem Kriege im Rahmen der Volksbildung hervorragende Arbeit geleistet hatte, nahm ich kurz nach meiner Rückkehr wieder Verbindung auf. Wildangel hatte ihm 1945 die Leitung des gesamtberliner Pädagogischen Instituts übertragen, aus dem Ende 1946 die Pädagogische Hochschule erwuchs, die dann jedoch nicht Schröder übernahm - die Haftjahre hatten seine Gesundheit ruiniert - sondern Blume. Damals fragte Karl Schröder mich, wie ich zum Parteibeitritt stünde, weil er selbst noch durchaus unschlüssig war. Die von Stalin im "Kurzen Lehrgang" gegebene Darstellung des dialektischen und historischen Materialismus nannte er schlicht primitiv und wollte dem Marxismus durch eigene Vorträge in der von ihm entwickelten Neuköllner Volkshochschule zu seinem unverkürzten Recht verhelfen. Darum und dennoch trat er der SED bei; wie er in einem Interview mit Cläre Jung 1947 sagte, hielt er die Zeit für gekommen, "in der kein Mensch bei uns mehr gegen den Strom schwimmen darf, jedenfalls kein geistiger Mensch, sondern daß man mit aller Kraft mithelfen muß". Bei der Spaltung Berlins nutzten ihm allerdings seine Verdienste um die Volksbildung ebensowenig wie mir die meinigen, denn auch er wurde vor die Tür gesetzt und ar-

beitete dann bis zu seinem Tode 1950 im Ostsektor beim Schulbuchverlag "Volk und Wissen".

Im Mai 1950 erfolgte in der Arbeit des Hauses der Kinder ein bemerkenswerter Einschnitt: Auf Beschluß der Sowjetischen Regierung wurden das Haus der Kultur der UdSSR in Berlin und das Haus der Kinder, Filiale des Hauses der Kultur, der Regierung der Deutschen Demokratischen Republik übereignet. Der Befehl des Vorsitzenden der Sowjetischen Kontrollkommission in Deutschland Nr. 36 vom 22. Mai 1950 teilte dies mit, würdigte die bisherigen Leistungen der Arbeiter und Angestellten beider Häuser und befahl, eine Reihe namentlich Genannter mit "wertvollen Geschenken" auszuzeichnen; ich rangierte in der Liste unter Nr. 4. Ich kann mich an dieses Geschenk nicht erinnern, weil es sicher wie üblich für die Vitrine gedacht war, die ich nicht besaß. Aber schon am nächsten oder übernächsten Tag fand sich überraschend Walter Ulbricht erstmalig bei uns ein. Ein reitender Bote des Zentralrats der FDJ kündigte ihm mir in der Erwartung an, daß besondere Maßnahmen zu seinem Empfang getroffen würden. Ich hielt dem entgegen, daß Wilhelm Pieck und Otto Grotewohl ohne solches Brimborium ausgekommen wären. Zum Glück blieb dafür auch keine Zeit, denn - von einem kleinen Pulk begleitet - nahm stramm und selbstbewußt Ulbricht schon die ersten Stufen. Wir lenkten ihn in den Schauspielproberaum, der über ein höheres Podium verfügte, und trommelten alle abkömmlichen Mitarbeiter zusammen. Beburow vertrat die sowjetische Mannschaft des Hauses. Auf unerklärliche Weise war auch Otto Nuschke, Vorsitzender der CDU, in diese Zusammenkunft geraten. Ich erhielt keine Gelegenheit, unser unbändigen Freude über Ulbrichts Besuch Ausdruck zu verleihen, denn er gab sich als stellvertretender Ministerpräsident und mithin neuer Hausherr selbst das Wort. Sein einziger Ansprechpartner war Beburow; immer an ihn gewandt, dankte er für das generöse Geschenk der Sowjetregierung, pries die von sowjetischer Seite investierten Arbeitsleistungen; unser Anteil daran war keiner Erwähnung wert. Ulbricht hatte auf seinem Wege im Haus viele Hände gedrückt, darunter wahrscheinlich auch meine, aber wahrgenommen hat er mich nicht. Ohne noch einen Blick ins Haus zu tun, verschwand er so schnell, wie er gekommen war.

Außer dieser gleichsam en passant erfolgten Vereinnahmung gab es immerhin am 25. Mai um 11 Uhr im Theatersaal des Hauses der Kultur am Festungsgraben noch eine Festveranstaltung, zu der das Haus der Kinder eingeladen hatte. In der ersten Reihe des Präsidiums war ich postiert, ein schmaler, etwas beklemmender junger Mann, links flankiert von Wilhelm

Pieck und rechts von Otto Grotewohl; links von Pieck saßen Semjonow und Irma Thälmann, rechts von Grotewohl Ulbricht und der sowjetische Schriftsteller Ilja Ehrenburg. Beburow hatte sich in die zweite Reihe verkrochen, in der ich außerdem noch Erich Honecker und Klaus Herde von der FDJ, den Oberbürgermeister Fritz Ebert, Hans Jendretzky und Hermann Schlimme von der Gewerkschaft und die schöne Semjonowa ausmachen kann. Das Publikum bildeten Kinder, von denen zwei - ein Junge und ein Mädchen - mit Pionierhalstuch in der ersten Präsidiumsreihe saßen. Otto Grotewohl, der die Festansprache halten sollte, erfragte bei mir vor Beginn noch einige Einzelheiten aus dem Hause. Ich weiß nicht, welcher Esel mich getreten hatte, daß ich ihm das Leben erleichtern zu müssen meinte, indem ich die Delegation der Ansprache an seinen Stellvertreter Ulbricht erwog, der ja kürzlich im Hause selbst zu diesem Thema geredet hätte. Grotewohl reagierte schroff, fast böse: "Wenn der Ministerpräsident anwesend ist, hat er das Wort und nicht irgendeiner seiner Stellvertreter." Das saß! Und im übrigen war er - im Gegensatz zu Ulbricht - ein wirklicher Redner, der sich auf seine Zuhörer einzustellen vermochte und dabei sogar Kinder erreichte. Er redete nicht aus dem hohlen Bauch, sondern er war vorbereitet; er sang nicht vom Blatt, sondern begnügte sich mit einem Merktzettel in Postkartengröße. Als Wilhelm Pieck ihn auf die Anwesenheit Ehrenburgs hinwies, notierte Grotewohl dies auf seinem Zettel und ließ sich noch flüsternd von mir bestätigen, daß einer seiner Romane den Titel "Sturm" trug. Es war ein echter Genuß, dann in den Augen der zuhörenden Kinder zu erleben, wie Grotewohl ihre Herzen durch den Bezug auf Ehrenburg und seinen "Sturm" höher schlagen machte.

Ende des Monats gaben die Direktoren beider Häuser, Achim Wolter für das Haus der Kultur und ich für das der Kinder, eine Pressekonferenz, auf der wir über die bisherige Arbeit sprachen und unsere Vorstellungen über die zukünftige entwickelten. Zu diesem Zeitpunkt war bereits unser schöner Name durch die klanglose Bezeichnung "Zentralhaus der Jungen Pioniere" ersetzt worden. Es war dies die Erfindung des Zentralrats der FDJ, dem die Regierung inzwischen das Haus anvertraut hatte. Mit diesem Namenswechsel verband sich jedoch nicht die Spur einer inhaltlichen Einflußnahme auf die Arbeit, zumal die sowjetische Mannschaft mit Beburow an der Spitze dem Hause zunächst noch erhalten blieb. Im Juni/Juli nahm ich meinen Jahresurlaub, den ich an der Ostsee verbrachte. In der zweiten Julihälfte braungebrannt zurückgekehrt, erlebte ich

allerdings eine Überraschung, die mich erbleichen machte. Schon bei der Begrüßung des Pförtners spürte ich dessen merkwürdige Verlegenheit. Als ich dann im ersten Stock mein Zimmer betrat, fand ich hinter dem großen Schreibtisch einen mir bislang Unbekannten sitzen, der sich erhob, sich als Hermann Güntert vorstellte und mir eröffnete, daß er zum neuen Direktor des Hauses berufen sei. Ich machte auf dem Absatz kehrt und suchte unverzüglich Beburow auf. Er empfing mich mit hochrotem Kopf und hilflos hochgezogenen Schultern: Was sich hier abgespielt habe, sei ohne Absprache mit ihm geschehen, dem ja auch keinerlei Weisungsbefugnis mehr zustand; die Kaderabteilung des Zentralrats der FDJ sei ausschließlich dafür verantwortlich zu machen. Keine Stunde später saß ich dort und forderte Aufklärung, die mir auch wurde: Meine politische Unzuverlässigkeit, die sich in meinen Beziehungen zu Israel - möglicherweise sogar zu dessen Geheimdienst - offenbarte, habe die Berufung eines neuen Direktors nötig gemacht. Meinen Protest gegen die hinrissige Verdächtigung nahm der Kadermann als außerhalb seiner Kompetenz liegend nicht an; zur Klärung dieser Frage verwies er mich an die Berliner Bezirksparteikontrollkommission (BPKK) der SED.

Bevor ich mich dorthin begab, sprach ich nochmals mit Beburow, um mich zu versichern, daß er aus unserem gemeinsamen Gespräch mit Eva Cohn vor mehr als einem Vierteljahr zu keiner Zeit einen derartigen Schluß gezogen hätte. Ich durfte ihm glauben, da ich auch zu anderen über dieses Treffen gesprochen hatte, so daß Hinz und Kunz dem Zentralrat diesen Bären aufgebunden haben konnte - sofern das Ganze nicht nur ein mieser Vorwand war, um mich durch einen aus der FDJ-Riege zu ersetzen; auf unserer gemeinsamen Delegationsreise in die Sowjetunion hatte ich erfahren, welch große Rolle der eigene Stallgeruch spielte. Zunächst jedenfalls erschreckte mich der Vorwurf der politischen Unzuverlässigkeit ungeheuer und bereitete mir schlaflose Nächte. In der BPKK beschäftigte sich mit mir Paul Behring, ihr Vorsitzender. Zu ihm konnte man Vertrauen fassen. Er war von den Nazis nach vier Jahren Zuchthaus anschließend in Sicherheitsverwahrung nach Sachsenhausen gebracht worden; von dort hatte man ihn Anfang 1940 für zwei Jahre als Flurkalfaktor in das Untersuchungsgefängnis des Gestapohauptquartiers in der Prinz-Albrecht- Straße 8 gesteckt. Als ich dort im September 1942 als Häftling einrückte, war er jedoch schon entlassen worden.

Um sich von mir ein Bild zu verschaffen, forderte Paul Behring von mir einen ausführlichen Lebenslauf, den ich - 12 einzeilig getippte Seiten, verbunden mit einer Liste von 17 Zeugen, die meine Angaben bestätigen

konnten - bereits am 28. 7. 1950 vorlegte. Einen Monat später - am 29. 8. - lieferte ich einen Nachtrag von fünf einzeilig getippten Seiten, der sich ausschließlich mit meinen Beziehungen zu Hans Gaertner und dem Treffen mit Eva Cohn befaßte. Wieder vergingen Wochen über Wochen, ohne daß ich den Eindruck gewann, daß irgendjemand sich die Mühe gemacht hätte, meine Angaben zu überprüfen. Obwohl mir mein Gehalt weiterhin unverkürzt gezahlt wurde, setzte ich meinen Fuß nur noch ganz selten über die Schwelle des Hauses; statt dessen sah ich mich anderswo nach Arbeitsmöglichkeiten um. Mein erster Gang führte mich zum Stadtschulrat Wildangel. Er hätte mich gern in sein Hauptschulamt als Fachschulrat für Geschichte geholt, brauchte jedoch - rebus sic stantibus - die Zustimmung der BPKK. Paul Behring schüttelte den Kopf: Der auf mich gefallene Verdacht gestattete keinen Einsatz in der ersten Reihe, sondern nur auf einem der hinteren Plätze. Also schaute ich mich recht gründlich im Deutschen Pädagogischen Zentralinstitut (DPZI) um, dem damals die selten schöne Frau Else Zaisser vorstand, unter der Werner Dorst - später Professor in Jena - die erste Geige spielte. Ich stieß dabei auf manchen angenehmen Zeitgenossen wie z.B. den Historiker Roland Franz Schmied, aber fand insgesamt wenig Geneigtheit zu eigenständigen reformpädagogischen Experimenten. Die Sowjetpädagogik war hier schon damals verpflichtendes Leitbild, das zu wenig Freiraum ließ, um ein mich reizendes Betätigungsfeld zu finden. Darüber vergingen Monate, ohne daß mein Fall in der BPKK vorankam. Natürlich wäre Paul Behring total überfordert gewesen, wenn er dem Verdacht so oder so auf den Grund hätte gehen wollen. Er war nicht der Typ des Inquisitors. Er wollte mich schon vernünftig unterbringen, aber scheute den möglichen Vorwurf, leichtfertig entschieden zu haben. Also ließ er eine lange Zeit verstreichen, die von der Gründlichkeit seiner Überprüfung zeugte: Fünf Monate gingen ins Land, bis er im Dezember - ich hatte mein Arbeitsverhältnis zum einstigen Haus der Kinder fristgemäß zum 31. 12. 1950 gekündigt - erklärte: "Geh zum Wildangel und mach mir keinen Kummer!" Und das tat ich dann auch.